

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 19 (1929)

**Heft:** 26

**Artikel:** Das Röslein und der rote Mohn

**Autor:** Kainz, C.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-641472>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 10.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Rumänische Wanderzigeuner

(Phot. Alder, Brașov.)

## Rumänische Zigeuner.

Für die Jugend eines Schweizerdorfes ist der Besuch einer durchfahrenden Zigeunertruppe ein immer seltener werdendes Ereignis. Neugierig sieht man sich die Angehörigen dieses in unsere maschinenraselnde Zeit versprengten Nomadenvolkes an, wird sich beim Anblick der unsauberen, in Lumpen gehüllten Gestalten der eigenen reinlichen Häuslichkeit bürgerlicher Existenz wohltuend bewusst — und benedet sie doch in ihrer Ungebundenheit und Begnugsamkeit, diese freien, von keiner Verstandeskultur beschwerten Gesellen, die da mit Weib und Kind durch Länder ziehen, im Feld oder Wald kampierend, allen Situationen gewachsen, schlau und listig und doch kindlich-gutmütig, dem Augenblick hingegaben, fähig zu genießen, was das Schicksal, was der Tag beschert, und sei es auch nur ein bisschen wärmenden Sonnenchein.

In Rumänien gehören Zigeuner und Zigeunerin in Dorf und Stadt sozusagen zum Straßenbild, gibt es doch in diesem Land ihrer circa 280.000. Nicht alle nomadisieren; in manchen Landesteilen, insbesondere in Siebenbürgen, haben sich fast in jedem Dorf, in jeder Stadt Zigeuner angesiedelt. Sie hausen in besonderen Quartieren, und ihre Hütten sind unglaublich primitiv und winzig. Wenn die farbenprächtig geschnürrten rumänischen Mädchen und Burschen an Sonn- und Feiertagen auf dem Dorfplatz Hora (ein nationalrumänischer Rundtanz) tanzen, sind es Zigeuner, die mit Geige, Zimbal und Klarinetten aufführen. Man findet indessen unter den berufstätigen Zigeunern Rumäniens nicht nur Musikanten, sondern auch Schmiede und Fleischhuster und in den Provinzstädten Kutschler — und amtliche Hundefänger. Die wandernden Zigeuner sind vielfach geschickte Kupferschmiede und Kesselflicker, ferner gibt es unter ihnen solche, die Schindeln, Löffel, Kellen und andere Holzgegenstände ververtigen. Männer und Burschen, Frauen und Mädchen der angefiedelten Zigeuner sind im Sommer als Feldarbeiter tätig. Man braucht sie insbesondere beim Hacken der Maisfelder. Zuverlässig sind sie zwar nicht, und die Gelegenheit, dem Bauern was zu stehlen, wird nicht veräußert. Sie sind furchtlos, aber nie um eine Ausrede verlegen: als ein Gemüsedieb eben dabei ertappt wurde, wie er daran war, einen Rettig aus der Erde zu ziehen, meinte er: „Ach Herr, denke nicht so schlecht von mir, ich wollte mich ja nur an dem Rettig halten, daß der Wind mich nicht fortblase.“

Und stolz ist der Zigeuner — wenn er sich's leisten kann: Es ging mal einer in die Stadt und trat in einen Laden, um sich eine Pfeife zu kaufen. Er suchte sich eine

aus und fragte den Händler: „Was kostet diese Pfeife?“

„Fünfzig Bani (Centimes), Zigeuner.“

„Hm! Fünfzig Bani, Zigeuner! Mögen dein Laden und deine Pfeife zu Staub werden, ich geh wo anders hin kaufen!“

Zornig ging der Zigeuner in einen andern Laden. Er wählte wieder eine Pfeife aus und fragte: „Was kostet diese Pfeife?“

Ein Leu (Franc), mein Herr!“

„Einen Leu“, sagte darauf der Zigeuner, „will der Herr gerne geben, denn sie ist's wert, wenn er ein gutes Wort hört.“ —

Manche Zigeunerin verdient sich ihr Geld mit Weissmachen (Häusertünchen) oder mit Wahrsagungen, sei es aus den Karten, aus Maiskörnern oder aus der Hand. Manche Weissagung aus dem Munde einer älteren Zigeunerin soll schon in verblüffender Weise in Erfüllung gegangen sein. Weitere Zigeunerweiber verstehen es oft, die Wahrsagerei in Verbindung mit Diebstahl zu betreiben. Auch in Wunderträutern und Geheimmedikamenten kennen sich die Zigeunerinnen aus.

Hübsche, ja schöne junge Zigeunerinnen sieht man an den Straßenecken der Hauptstadt als Blumenverkäuferinnen; andere durchheilen barfüßig die Straßen, die neuesten Zeitungen ausrufend. Oder sie bieten über dem Feuer geröstete Maiskörner oder in kochendem Wasser schmaushaft gemachte Maiskolben feil. Zigarettenrauchende, im Schatten einer Häuserzeile hockende oder liegende Zigeunerinnen, stets eine Blume ins nachtdunkle Haar oder hinters Ohr gesteckt, gehören in das sommerliche Bukarester Straßenbild. Und wenn man im heißen rumänischen Sommer das kührende Himmelsnaß schon Wochenlang entbehrt hat, ziehen Zigeunerknaben und -mädchen in Bukarest auch heute noch von Haus zu Haus und führen, mit grünem Gezweig geschnürrt, auf der Straße einen Bitt-Tanz um Regen auf.

Abends klingt aus den zahlreichen Bukarester Gartenrestaurants Zigeunermusik — tändelnd und schmeichelisch, leise fliegend und leidenschaftlich aufglühend, bang und sehnüchtig ...

J. A. Voimar.

## Das Röslein und der rote Mohn.

Ein Märchen von C. Rainz.

Ein Röslein und ein roter Mohn standen zusammen in einem Glas. Das Röslein stammte von einer Heide, die über den Gartenzaun hinaus auf den Weg hing, und unten am Wegrand stand der rote Mohn. Die Rosen hatten den angeborenen Stolz ihrer königlichen Familie, und ohne auch nur umzuschauen, hielten sie sich für die Vornehmsten und Schönsten unter allen Blumen. Sie waren infolgedessen sehr reserviert und pflegten keine Beziehungen zu den Nachbarn. Nun geschah es, daß das Röslein abgepflückt wurde, und es kam direkt neben einen roten Mohn. Da es dachte, diese Gesellschaft sei nicht vornehm, so neigte es sein Köpflein und schaute nicht auf.

Als es später im Wasserglas stand, konnte es doch nicht umhin, aufzublicken und sich umzusehen. Es stand auf einem schmalen, grünen Tisch in einer hübschen, kleinen Küche. Durch das offene Fenster konnte es den blauen Himmel und grüne Bäume sehen. Ganz nah über sich sah es den roten Mohn, und zur Überraschung des Rösleins sah er prächtig aus. Er hatte einen Mantel wie aus feinstter Seide; der glänzte und leuchtete, und das Licht floß hindurch, daß er

aussah wie ein Lampion. Das Röslein schaute bald auf den Mohn, bald auf sein eigenes Kleid. Es verglich, kein Zweifel, der rote Mohn hatte schönere Blätter, und so zart ein Rosenblatt ist, ein Mohnblatt ist noch viel zarter; zudem glänzt es sanft und angenehm. Auch hatte der Mohn eine schwarze Seidenrüsche um den Hals, was dem Röslein sehr imponierte. Kurz und gut, es war bald ganz verliebt in den Mohn. Es wollte aber nicht das erste Wort sprechen. Der Mohn jedoch schaute in die entgegengesetzte Richtung und dachte, die gleichsüchtige Rosenprinzessin sei nichts für ihn. Seine Mutter war eine Anemone, und er träumte von einem süßen, kosteten Anemonelein. Dabei errötete er immer mehr, und er ließ den leuchtenden Mantel spielen. Wenn der Wind ein wenig durchs Fenster wehte, bewegten sich die Seidenfäden seiner Halsrüsche, und das Röslein zitterte vor Liebe. Als der rote Mohn das bemerkte, dachte er:

Ah, die kleine Rose liebt mich; aber sie soll jetzt erst ein wenig warten. Er öffnete seinen roten Mantel, daß man inwendig die schwarzen Ornamente sehen konnte; denn der rote Mohn war eitel. Das Röslein aber hatte nicht den Mut sich zu entfalten, aus Furcht, es vergäbe sich etwas. Es wurde ganz blaß vor verschwiegener Liebe und Sehnsucht zu dem roten Mohn.

Das konnte der Mohn nicht ansehen und er streichelte das Röslein mit seinem Mantel. Da wurde das Röslein rot und es begann zu blühen. Es blühte bis zum Abend und den ganzen nächsten Tag. — Dann fühlte der Mohn, daß er sterben müsse. Da tat er seinen Mantel von sich und deckte ihn über das Röslein.

Als das Röslein sah, daß der Mohn tot war, hörte es auf zu blühen. So sehr hatte es den roten Mohn geliebt.

## Suggestion?

Von James O'Hara.

Gestatten Sie mir eine Vorbemerkung, ehe ich Ihnen diese überaus seltsame Geschichte erzähle. Ich bin seit vielen Jahren Telegraphist, und werde für einen nüchternen und soliden Beamten gehalten. An Spuk, Telepathie, Okkultismus und solche modernen Dinge glaube ich nicht. Um so mehr mußte mich das Erlebnis fesseln, das ich schildern will, und das einige Jahre zurückliegt:

Ich war erst vor einem Jahr an ein Telegraphenamt in einem Londoner Vorort versetzt worden, wo ich von abends 6 bis nachts 12 Uhr Dienst hatte. Eines Nachts, kurz vor Dienstschluß, traf eine seltsame Depesche ein. Sie war zu einem Herrn in unserem Vorort adressiert und bestand aus den zwei Worten „Hüte dich!“ Der Absender zeichnete nur mit einem „H“. Das Telegramm wurde dem Boten übergeben, ich hatte mich nicht mehr darum zu kümmern. Zwei belanglose Telegramme trafen noch ein in dieser Nacht. Dann war Feierabend für mich, und ich konnte mich in meine kleine Wohnung begeben, die drei Häuser vom Telegraphenamt entfernt war.

Als ich den Korridor betrat, sah ich, daß im Badezimmer noch Licht brannte, das man zu löschen vergessen hatte. Ich besorgte es. Bei dieser Gelegenheit wurde ich darauf aufmerksam, daß einer der Wasserhähne nicht ganz zugedreht war, so daß ein Wassertropfen nach dem andern auf den Boden der Badewanne fiel. Ich blieb einen Augenblick in der Tür stehen, um dem Fall der Tropfen zu lauschen. Sie kamen in so eigenartiger Weise, gleichsam stoßweise, daß ich zu mir selbst sagte: es klingt fast so, als hätten sie etwas zu sagen. Dan fing ich an, mechanisch die Tropfen abzulesen, als wenn es sich um ein Telegramm handelte und merkwürdig genug klang es, wie „Hüte dich! Hüte dich!“ Dann trat eine kurze Pause ein, auf die nur der eine Buchstabe „H“ folgte. Mir wurde ganz eigentümlich zu Mute. Ich zündete die Lampe an. Dann setzte ich mich auf den Rand der Badewanne und lauschte aufmerksam den Tropfen. Dieselben Worte wiederholten sich unaufhörlich.

Anfangs erinnerte ich mich nicht recht, wo ich die Worte früher gehört hatte. Wir Telegraphisten haben ja so viele Depeschen zu befördern, daß wir nur äußerst selten einer besondere Aufmerksamkeit schenken. Plötzlich wurde es mir aber klar, daß die Tropfen den Wortlaut des Telegrammes wiederholten, das ich vor meinem Verlassen des Amtes befördert hatte, und ich kam zu dem Schluß, daß meine Nervosität hier hineinspielte, und daß eine Sinnestäuschung meinerseits vorlag.

In demselben Hause mit mir wohnte einer meiner Kollegen, und da ich nicht zur Ruhe kam, entschloß ich mich, ihn zu rufen. Er sollte entscheiden, ob ich recht gehört hatte oder nicht. Es war allerdings schon späte Nacht, und er war wohl schon zu Bett gegangen, trotzdem beschloß ich, ihn zu holen. Anfänglich war er denn auch etwas verdrießlich, schließlich bewog ich ihn aber doch, mir zu folgen.

Obgleich ich ihm nicht sagte, wie ich die Sprache der Tropfen auslegte, kam er doch zu demselben Resultat wie ich. Wir standen beide da und lauschten. Er überlegte, woher die Mitteilung kommen möchte und für wen sie eigentlich bestimmt sei. Ich erinnerte mich des Namens der Person nicht mehr, an die das Telegramm adressiert war, und ich sagte meinem Kollegen auch nichts davon.

Nachdem wir uns über das Ganze lustig gemacht hatten, verließ mich mein Freund. Ich begab mich in mein Zimmer, da ich mich aber etwas nervös fühlte, ging ich nicht sofort zu Bett, sondern setzte mich eine Weile an meinen Schreibtisch, wo ich über das Erlebte nachdachte. Nach einiger Zeit stand ich aber auf und trat an den Spiegel, um meinen Kragen abzubinden.

Wie ich, in Gedanken versunken, dastand, erblickte ich im Spiegel eine männliche Person hinter mir. Sie saß am Schreibtisch auf demselben Platz, den ich bis vor kurzem eingenommen hatte. Ich war zu erstaunt, um mich umzudrehen. Ich stand nur da und starre das Bild an.

Es war ein großer, schlanker Mann. Sein Antlitz war leichenblaß, und ich sah, daß seine Augen von dunklen Ringen umgeben waren. Plötzlich ergriff der Fremde einen Bleistift und schrieb, oder richtiger gesagt, punktierte etwas auf ein Blatt Papier, das auf dem Schreibtisch lag. Ich folgte den Bewegungen seiner Hand und sah, daß er ein „h“ schrieb. Dann folgte ein „ü“, darauf kamen „t“ und „e“. Nach einer kurzen Pause setzte er fort „D“ — „i“ — „ch“. Jetzt machte er längere Zeit halt. Es schien, als überlege er gründlich. Ich wußte, was kommen würde, und richtig, da stand schließlich das erwartete „H“.

Dann erhob er sich, und als ahne er von meiner Gegenwart nichts, verschwand er, ohne sich umzusehen, ja ohne den Kopf zu bewegen, mit langsamem Schritten durch die offene Tür. —

Ich stand wie gelähmt da. Schließlich fand ich meine Besinnung so weit wieder, daß ich mich dem Schreibtisch zu nähern vermochte. Man kann sich denken, welche Gefühle mich ergripen, als ich einen Blick auf das Papier warf, und es vollständig leer fand — nicht ein Wort enthielt es.

Ich trat an die Tür, schloß und verriegelte sie. Dann sank ich in einen Stuhl. Ich war nicht imstande, einen Gedanken zu fassen. Wie lange ich so gesessen hatte, weiß ich nicht. Erst als die Morgensonne schon durch die Vorhänge schien, kam ich zum Bewußtsein. Über ich fieberte am ganzen Körper. So trat ich an das Fenster und öffnete es, um frische Luft zu schöpfen.

Wie geistesabwesend starrte ich auf die menschenleere Straße hinab. So früh am Morgen kam es selten vor, daß jemand vorbeiging, und die Fußtritte eines Vorübergehenden schallten immer von Haus zu Haus weiter. Wie ich so hinausschaute, sah ich, wie ein Mann sich drüber auf dem Bürgersteig näherte. Er ging so leise, daß nicht der geringste Laut hörbar war, dabei aber doch in schnellem Tempo. Ich fand dies höchst sonderbar, zumal sein Gang ziemlich schwer schien. Als er sich meinem Fenster näherte, sah es aus,